

K

Kasussysteme, die

Susann Fischer

*Von Sinnesfreude und Gefühlstiefe im Bairischen
oder: Vom Nutzen konservativer Kasussysteme*

Vom Süddeutschen allgemein, speziell aber vom Bayer, ist bekannt, dass er zu tiefen Empfindungen in der Lage ist, denen er sprachlich angemessenen Ausdruck verleiht. Nie würde es ihn ankommen, eine zwischenzeitlich unbefriedigende Wärmeversorgung mit dem schwachen (1) *ich friere* zu bezeichnen. Ein saftiges (2) *mich friert* ist das Mindeste, eigentlich gebräuchlich ist aber das stärkere (3) *mir friert's*, wobei die flagrante Verletzung der standardsprachlich obligatorischen Setzung des Subjektpromens in (2) ebenso selbstverständlich in Kauf genommen wird wie die Setzung des Dativs in (3), um die Intensität des Erlebens zu betonen. Oder wie schwach ist zum Beispiel das norddeutsche *Ich habe Durst auf ein Bier* oder gar *Ein Bier hätte ich gerne* gegen ein hingeknurrtes *A bier wui*.

Auch bei anderen dieser impersonellen Konstruktionen, die im Süden Deutschlands wie auch bei anderen temperamentvollen, gefühlsbetonten Südländern, z. B. den Spaniern und Italienern (Masullo 1993, Fischer 2010), noch Gebrauch finden (*me gusta, mi piace*), scheint die Gefühlstiefe des Bayern durch (*mir gefällt's*). Betrachten wir z. B. *Ich verlange nach einer Rast*. Matt und äußerlich bleibt das Begehren des Preußen auf der Bergtour gegen das kräftige *Mich verlangt's nach einer Rast*. Regelrecht zu spüren ist hier, wie die Mattigkeit vom Bayern Besitz ergreift, eine Mattigkeit, die ihm im Übrigen nicht zu eigen ist, sondern ihm von außen – durch die Länge des Marsches, die Höhe der Sonne, die Wildheit des Steigs – aufgezwungen wird. Nicht der Wanderer selbst ist matt – das würde sich mit dem Selbstverständnis des Bergvolkes nur schlecht vertragen –, sondern die Mattigkeit wird ihm aufgenötigt: ‚es‘ verlangt ihn nach einer Rast. Er rastet, ja, aber nicht weil er muss, sondern weil er sich eben gegen das Walten höherer Mächte nicht zu wehren vermag. Es ist diese Zufriedenheit mit dem Hier und Jetzt, die dem Bayern seit jeher wesenseigen ist und die die bayrische Kultur, die bayrische Politik und den bayrischen Fußball geprägt hat. Das Einverständensein mit dem, was man hat, bei klugem Verzicht auf das Unnötige und preußisch Übergenaue prägt das bayrische Lebensgefühl.

So ist er, der Bayer, und so kann er sein, denn das ermöglicht ihm die bairische Sprache. Mit diesen Ausprägungen des Bairischen, dem Abbau und Beibehalten der Kasusmorphologie bzw. der konservativen Kasusvergabe, hat sich Karin Donhauser im Laufe ihres wissenschaftlichen Lebens eingehend befasst und so kann es nicht erstaunen, dass sie genau dazu von 2000 bis 2007 ein erfolgreiches DFG-Projekt (DO544/1-1 ‚Non-structural Case‘) zusammen mit ihrem (übrigens ebenfalls süddeutschen) Kollegen Gisbert Fanselow geleitet hat.

Verwunderlich scheint nur, dass sich auch beim Bayer, genau wie beim Norddeutschen, die Nutzung des Genitivs in direkter Objektposition nicht gehalten hat (Donhauser 1990, 1992a, 1998a). Anstatt *des Heimes gedenken*, *denga* auch die Bayern *an d'hoim*. Es scheint, dass sich auch der Bayer gegen die Zumutungen des Genitivs wehrt! Die Erklärungen, die Donhauser (1992a) in ihrer Habilitationsschrift für die Nutzung des Genitivs im Althochdeutschen gibt, dass die Genitivsetzung in der Position des direkten Objekts in der Regel mit einer imperfektiven, die Akkusativsetzung dagegen mit einer perfektiven Interpretation des Verbalgeschehens einhergeht, dass es sich sowohl beim Akkusativ wie beim Genitiv also um einen strukturell zugewiesenen Kasus handeln muss, bei dem anzunehmen ist, dass er durch die funktionale Kategorie des Aspekts und nicht – wie z. B. in den slawischen Sprachen – von Negation beeinflusst wird, scheinen einleuchtend und wurden von vielen Sprachwissenschaftlern übernommen und zitiert (vgl. Abraham 1997, Leiss 2000). Wieso aber haben auch die Bayern den Genitiv als Alternation zum Akkusativ in direkter Objektposition verloren? Und das, obwohl sie die oben beschriebenen konservativen Formen der impersonellen Konstruktionen und andere Eigenheiten, wie z. B. die doppelte Verneinung oder den bairischen Konjunktiv, zum Ausdruck ihrer Gefühlstiefe beibehielten? Hängt es wirklich nur mit dem Verlust der aspektuellen Morphologie und der Herausbildung der Artikel in Objektposition (vgl. Abraham 1997, Leiss 2000, Fischer 2005) zusammen?

Zum besseren Verständnis dieses Verlustes sollte man unbedingt die Interpretation des Genitivs mit der Mentalität des Bayern korrelieren. Die morphologische Markierung des in Alternation zum Akkusativ stehenden Kasus findet im Althochdeutschen in der Form des Genitivs Gebrauch. Die Interpretation der Form besagt, dass der Umfang der Teilnahme des Gegenstandes am Sachverhalt der Aussage geringer ist als sein gesamter Umfang. In welchem Maße der Umfang des Sachverhalts oder des Gegenstands beschränkt wird, bestimmt vor allem der außersprachliche Kontext, d. h. der Genitivgegenstand wird im Sachverhalt der Aussage nur teilweise vertreten und so liegt dann der Genitivus partitivus vor. Die

Interpretation von *eines Schweinebratens begehren* besagt also, dass nur ein Teil *des Schweinsbratn* begehrt wird. Die Vermutung liegt nahe, dass der Bayer diese partitive Interpretation ablehnt. Dies ist ganz im Sinne von Wolff (1954), der eine Verkümmern partitiver Denkformen als Grund für den Verlust des Genitivus partitivus im Deutschen vorschlägt (Er wurde zwar in Göttingen geboren, studierte aber Germanistik in München!). Der Bayer betrachtet das Ganze und nicht Teile des Ganzen. *Oan schweinsbratn wui i* muss das heißen und anders sagt es der Bayer auch nicht. Damit macht er klar, dass sein Anspruch sich jedenfalls auf den ganzen Braten bezieht, auch wenn er ihn am Ende dann vielleicht doch nicht verzwängen können wird. Nicht umsonst hat sich der Band ‚Die goldene Sichel‘ in Bayern am besten verkauft, in dem Obelix im Restaurant auf Asterix‘ Bestellung von zwei Wildschweinen eilig hinzufügt: „Für mich auch zwei!“

Wir sehen also, dass die bairische Mentalität bei der linguistischen Interpretation helfen kann. Oder: dass die linguistische Interpretation helfen kann, die bairische Mentalität zu verstehen. Auf der einen Seite erklärt uns die Gefühlstiefe des Stammes der Bayern, die Ausdruck in der konservativen Kasusmorphologie findet, den Gebrauch der impersonellen Konstruktionen. Auf der anderen Seite fordert die Sinnesfreude, dass der Genitiv auch in der bairischen Sprache abgebaut wird. Es gibt in Bayern sogar eine solch große Abneigung dagegen, dass der Genitiv nicht nur in direkter Objektposition sondern auch in allen anderen Positionen aufgegeben wurde, z. B. *dem Hannes sei Butzerl*.

So ist er, der Bayer, und das macht ihn sympathisch. Karin Donhauser hat das verstanden und so sind ihre wissenschaftlichen Interessen mit ihren regionalen Prägungen stets eine überaus glückliche Verbindung eingegangen. Sie hat immer das Ganze betrachtet und Erklärungen angestrebt, die über kleinteilige Lösungen hinausgehen und ihre Schüler immer unterstützt, das Gleiche zu tun und nicht vorher aufzugeben. Wie legendär ihr Ruf selbst außerhalb der Germanistik ist, wurde mir neulich klar, als bei einem Essen mit lateinamerikanischen Kollegen am Tisch fortwährend von Donhauser die Rede war und es zu einem sprachlichen Missverständnis kam, sie mir nämlich kurz danach als „Don Hauser“ wieder begegnete.

In diesem Sinne, Doña Hauser: Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

